

(Nachdruck verboten.)

88]

## Esther Waters.

Roman von George Moore.

Esther erzählte nun ihre Geschichte, und während sie erzählte, ruhten Miß Nices Augen beständig auf ihr, voller Güte und zartem Mitleid.

„Das ist eine traurige Geschichte, sehr traurig, wie sie leider — leider alle Tage passiert! Sie aber sind für Ihr Vergehen hart bestraft worden!“

„O ja, Fräulein! Das bin ich! Und es ist so schwer, wenn ich bedenke, daß ich alle diese Jahre so hart gekämpft haben soll, um nun doch schließlich ins Armenhaus zurückgehen zu müssen. Nicht daß man dort etwa schlecht behandelt wird, das kann ich nicht sagen. Aber ich denke immer an das Kind! Damals war er ein ganz kleines Baby! Da schadete es ihm noch nichts, und wir waren ja auch nur ein paar Monate dort. Außer mir giebt's keinen, der darum weiß. Nun aber ist er schon ein großer Junge, und die Erinnerung an das Armenhaus wird ihm für immer bleiben, und er wird stets daran zurückdenken wie an eine furchtbare Schande.“

„Wie alt ist er denn jetzt?“

„Im Mai war er sechs Jahre, Fräulein! Und es ist sehr, sehr schwer gewesen, ihn so weit groß zu ziehen. Ich bezahle jetzt sechs Schilling die Woche für ihn Pension. Das ist allein schon mehr als vierzehn Pfund. Und mit zwei Pfund das Jahr kann man sich doch kaum anständig kleiden — selbst in meiner Stellung! Und nun wächst er und wird immer größer und kostet immer mehr Geld. Freilich ist Mrs. Lewis, die Frau, die ihn in Pflege hat, sehr gut und liebt ihn fast so sehr wie ich. Sie will durchaus nichts an ihm verdienen. Darum war mir's auch möglich, bis jetzt durchzukommen. Aber ich sehe doch, daß es so nicht mehr weiter geht. Er kostet immer mehr, und mein Lohn bleibt immer der gleiche. Es war das mein Stolz, Fräulein, ihn von meiner Hände Arbeit zu ziehen. Und ich hoffte, ihn zu einem tüchtigen Mann machen zu können und ihn etwas lernen zu lassen, womit er sich später sein Brot verdiente. Aber es soll nun mal nicht sein, Fräulein! Nein, es soll nicht sein! Wir müssen demütig sein und zurückkehren zum Armenhause.“

„Aus alledem ersehe ich, daß Sie tapfer gekämpft haben, Esther!“

„Ja, Fräulein, das habe ich, und es war ein schwerer Kampf! Keiner kann auch nur ahnen, wie schwer! Aber danach würde ich nichts fragen, wenn nur nicht jetzt das Ende wieder ebenso traurig wäre, wie der Anfang war! Man wird ihn mir fort nehmen, Fräulein! Solange er im Armenhause ist, werde ich ihn nicht zu sehen bekommen. O, ich wünschte, ich wäre tot! Es ist zu schwer, ich ertrage das nicht länger!“

„Nein,“ sagte Miß Nice, „solange ich es verhindern kann, sollen Sie nicht ins Armenhaus zurückgehen, Esther! — Gut denn, ich will Ihnen den Lohn geben, den Sie verlangen. Es ist zwar mehr, als ich geben dürfte — achtzehn Pfund das Jahr! Eigentlich dürfte ich es nicht! Aber Ihr Kind soll Ihnen nicht fortgenommen werden, und Sie sollen auch nicht ins Armenhaus gehen. Sie sollen zu mir kommen und bei mir leben, Esther. Es giebt nicht viele Frauen, die so tapfer sind wie Sie!“

### XXIII.

Vom ersten Tage an interessierte sich Miß Nice für ihr Dienstmädchen und ermutigte sie zu jeder Art von Vertraulichkeit. Aber es dauerte doch eine längere Zeit, bevor sie beide die ihnen angeborene Zurückhaltung abgelegt hatten. Sie waren einander sehr ähnlich; beides ruhige, von außen her kalt erscheinende Engländerinnen mit starken, warmblütigen Herzen.

Bald begannen sich die Instinkte eines treuen Wachhundes in Esther zu entwickeln, und sie wachte nicht allein über dem Wohlergehen des ganzen Haushaltes, sondern auch über der Gesundheit ihrer Herrin.

„Nein, Fräulein,“ sagte sie, „Sie müssen Ihre Suppe essen, solange sie warm ist. Sie haben den ganzen Vormittag über geschrieben. Jetzt müssen Sie aufhören! Sonst werden Sie noch krank werden, und ich muß Sie pflegen.“

Wenn Miß Nice abends ausging, hielt Esther sie im Korridor an.

„Nein, Fräulein, das kann ich nicht mit ansehen, daß Sie so ausgehen. Sie können sich ja den Tod holen! Sie müssen Ihren warmen Mantel anziehen!“

Die Freundinnen von Miß Nice waren meist mittelalterliche Damen. Ihre Schwestern, große, kräftige Frauen, kamen sie von Zeit zu Zeit besuchen, und auch ein stets sehr modisch gekleideter junger Mann kam, den Miß Nice immer mit Vergnügen empfing. Er hieß Mr. Alden, und Miß Nice erzählte Esther, daß er auch Romane schrieb. Stundenlang saßen die beiden zusammen und sprachen über ihre Bücher. Und Esther begann bald zu fürchten, daß Miß Nice ihr ganzes Herz einem geschenkt hätte, der sich nichts daraus machte. Aber vielleicht irrte sie sich. Vielleicht befriedigte es ihre Herrin vollkommen, den jungen Mann einmal in der Woche zu empfangen und mit ihm ein paar Worte über ihre Arbeiten zu sprechen. Esther jedoch kam es vor, als würde ihr das nicht genügen, wenn sie einen Schatz hätte! Doch sie hatte keinen und konnte auch keinen brauchen. Sie war nur von zwei Gefühlen besetzt: dem Ehrgeiz, ihrer Herrin Haus in Ordnung zu halten und ihr das Leben so angenehm wie möglich zu machen, und der Freude darüber, daß ihr Kind nun in Sicherheit war und sie alles für ihn bezahlen konnte.

Und länger als ein Jahr genügten ihr diese Empfindungen vollkommen, ja sie lehnte sogar einen Heiratsantrag ab. Und wie sehr ihre Verehrer sie auch baten, sie ging nie mit einem oder dem andern spazieren. Einer von diesen Verehrern war Geschäftsführer in einer Papierhandlung, wohin Esther fast jeden Tag zu gehen hatte, um Schreibpapier, Löschpapier, Tinte und Federn für ihre Herrin zu kaufen.

Fred Parsons, so hieß dieser Geschäftsführer, war ein magerer, kleiner Mann von etwa fünfunddreißig Jahren. Er hatte eine hohe, vorspringende Stirn, kleine, spitze Flügel und sehr spärlichen, blonden Bart und Schnurrbart, ein zurücktretendes Kinn und brennendrote Lippen. Sein farblos blondes Haar begann sich schon über der Stirn zu lichten, und sein fadenscheiniger Rock, den er im Geschäft trug, hing schlaff und lose von den vornübergebeugten Schultern herab. Dafür aber besaß er eine klare, helle Stimme, die, wenn er sprach, wohl bezeugte, daß er von dem, was er sagte, durchdrungen war. Und sein Kopf war ganz angefüllt von einigen wenigen, dafür aber um so feisteren religiösen und politischen Gedanken und Ansichten. Er war früher in einem großen Geschäft im Westend Londons gewesen, aber seine unbezähmbare Begierde, jeden Kunden zu fragen, ob er an das Wiedererscheinen des Messias glaube, hatte seinen Prinzipal veranlaßt, ihm zu kündigen. Er war erst seit wenigen Wochen in West-Kensington, hatte Esther ein einziges Mal Papier verkauft und Federn, und schon begann er darüber nachzudenken, welchem religiösen Glauben sie wohl angehörte. Doch seine letzte Kündigung war ihm noch zu frisch im Gedächtnis, und er enthielt sich zunächst jeder Frage. Aber nachdem Esther eine Woche lang täglich gekommen war, hatte er schon mehr Mut gefaßt. Sie waren eines Tages allein im Laden. Esther war nach Briefpapier gekommen. Fred bedauerte es, daß sie nicht nach dem üblichen großen Predigtpapier gekommen war. Dann wären seine Fragen von vornherein gerechtfertigt gewesen. Aber auch selbst so konnte er die Gelegenheit nicht von der Hand weisen.

Er sagte:

„Ihre Dame scheint aber viel Papier zu brauchen. Sie haben ja erst vorgestern vier Buch geholt.“

„Ja, das war für ihre Bücher; heute braucht sie Briefpapier.“

„Ah! Ihre Herrin schreibt also Bücher?“

„Ja!“

„Ich hoffe, daß sie gute Bücher schreibt, nützliche Bücher.“

Er warf einen scheuen Blick um sich, ob auch nicht jemand anders ihn höre.

„Ich meine solche Bücher, die reuige Sünder zu Gott zurückführen.“

„Ich weiß wirklich nicht, was sie schreibt. Ich weiß nur, daß sie Bücher schreibt. Ich glaube, es sind Romane.“

Esther bemerkte sofort, daß Fred Romane mißbilligte. Und das that ihr leid; denn er schien ein netter, freundlicher Mensch zu sein. Und sie hätte ihm gern die Versicherung gegeben, daß ihre Herrin die letzte Person auf der Welt sei, die etwas schreiben würde, was andern Schaden könnte. Aber Miß

Nice wartete auf das Papier, und sie verabschiedete sich rasch von Fred.

Ihre nächste Begegnung fand auf der Straße statt; Esther ging aus, um frische Eier für das Frühstück ihrer Herrin einzuholen. Von weitem schon sah sie sich jemand entgegenkommen, den sie zu erkennen glaubte; ein magerer, kleiner Mann mit rötlichem Haar, welches sich unter dem Rande seines großen, weichen Filzhutes leicht lockte. Er grüßte und lächelte ihr sanft zu, als er an ihr vorüberging.

„Mein Gott,“ dachte sie, „das ist ja der aus der Papierhandlung. Ich habe ihn kaum erkannt.“

Am nächsten Abend begegneten sie einander wieder auf der Straße.

Sie war ausgegangen, um ein bißchen Luft zu schöpfen. Und er eilte nach der Bahnstation, um seinen Zug zu erwischen. Sie blieben einen Augenblick stehen und jagten einander guten Tag; und an den drei folgenden Tagen begegneten sie einander nun um acht Uhr abends fast auf der gleichen Stelle.

„Wir scheinen uns ja fortwährend zu treffen,“ sagte er.

„Ja! Nicht wahr? Sie kommen wohl wieder aus Ihrem Geschäft?“

„Ja, ich verlasse es immer um acht Uhr.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Eisenbahntarif der heiligen Güter.

Der preussische Eisenbahnminister hat vor einiger Zeit einen Erlass verbreitet, demzufolge die Eisenbahndirektoren angewiesen wurden, aus eigener Initiative, ohne erst die ministerielle Anregung zu erwarten, schlechte, den staatlichen Interessen schädliche, sowie Anstand und gute Sitte gründlich verletzende Preßerzeugnisse von dem Verkauf in Bahnhofsbuchhandlungen auszuschließen.

Der Erlass des Herrn Budde geht offenbar von der metaphysisch-tarifrätigen Erkenntnis des Ministers aus, daß in den Personenbeförderungsgeldern nicht nur der Transport der Leiber, sondern auch der Seelen einbegriffen ist. Wäre dem nicht so, würde nur das Körpergewicht und nicht auch die unsterbliche Seele im Personenbillet bezahlt, dann wäre schlechterdings nicht einzusehen, warum es einen Unterschied zwischen Personen- und Gütertarifen giebt. Die Seelenfracht bedingt die verschiedene Wertung, und mit dem Leib wird zugleich das seelische Gepäd heiliger Güter befördert. Als solches Verkehrsinstitut zur Beförderung nicht nur der irdischen, sondern auch der himmlischen Güter kann sich die Bahnverwaltung allerdings wohl nicht der Pflicht entziehen, auch über das Seelenheil der Reisenden zu wachen, und da, einem beharrlichen Gerücht zufolge, die Seele viel höher im Preise steht als der Leib, so mag es wenig bedeuten, daß gelegentlich von der Eisenbahn ein paar Knochenbrüche und Kopfamputationen ausgeführt werden, dagegen wäre es ein unersetzlicher Schaden und eine furchtbare Anklage gegen die Eisenbahnverwaltung, wenn auch nur eine einzige Seele durch die Schuld des verantwortlichen Herrn Budde zu Schaden kommen würde.

Aber auf der andren Seite läßt sich begreifen, daß die ministerielle Verordnung den Eisenbahndirektoren einige Sorge bereite. Sie erschauern vor der Last der neuen ungewohnten Verantwortung, und sie verwandelten sich noch auf ihre alten Tage in schwermütige grübelnde Denker, die mit den ewigen Problemen auf Tod und Leben rangen: Was ist schlecht? Was schädigt die staatlichen Interessen? Was ist Anstand, was gute Sitte, und was verletzt diese beiden geheimnisvollen Wesen gründlich?

Mit den staatlichen Interessen wurde man noch verhältnismäßig leicht fertig. Es war klar, daß jedes Preßerzeugnis ohne weiteres schlecht war, das den Monarchen angriff, das Heer verleumdete, die Kirche kränkte, die Autorität unterminierte, Minister verhöhnte oder gar die Eisenbahnverwaltung kritisierte. Neben dem durften natürlich die ewigen Institute der Ehe, des Eigentums und der Gesinde-Ordnung in keiner Weise angetastet werden, die Klassen nicht verhetzt und die Reichen nicht geschmäht werden. Auf diesem Gebiete ist sich jeder Eisenbahndirektor klar, hatte man doch schon seit jeher deshalb alle socialdemokratischen Preßerzeugnisse, den „Simplicissimus“, das französische Witzblatt „Le Rire“ und ähnliche Organe der Verderbnis und der staatlichen Interessenschädigung für sämtliche Bahnhofsbuchhandlungen verboten. Aber nun kam der Anstand und die gute Sitte hinzu! War das nicht über die Kraft eines königlich preussischen Eisenbahndirektors?

Besonders lebhaft ging die Sache einem Manne im Kopf herum, der irgendwo in den Dismarken die germanische Kultur im Bereich seines Direktionsbezirks verbreitete. Niemandem wurde ein Billet verkauft, der es auf polnisch verlangte und dadurch die Interessen des Staates schädigte. In den Betriebswerkstätten wurde jeder unbarmherzig entlassen, der auch nur einen Halbvetter hatte, der mit einem Mitglied einer freien Gewerkschaft befreundet war. Bei den öffentlichen Wahlen mußten sie Mann für Mann antreten und dem Kandidaten des Eisenbahnministers ihre

Stimmen geben. Wer aber bei geheimen Wahlen einen andren wählte, der wurde alsbald ermittelt und gleichfalls hinausgeworfen.

Den Bahnhofsbuchhandlungen hatte er auch längst seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Socialdemokratische und polnische Preßerzeugnisse werden ausgeschlossen. Darüber hinaus verfuhr er in positiver Wirksamkeit die schlechte Litteratur durch gute zu verdrängen. Auf seine Anweisung verfaßten die Bahnhofsbuchhändler die hallenweise in Dreihübenform vorrätig gehaltenen Socialistenreden Bülow's und Eisenbahnereden Budde's mit feuerroten Leibbinden, auf denen mit Niesentypen ausgerufen wurde: „Pilant! — Sensationell!“ Verlangte ein zur Unsitlichkeit neigender Reisender Novellen von Maupassant, so fragte ihn der Verkäufer zunächst allemal, ob er nicht lieber jene „pilanten“ Schriften nehmen wolle. Leider hatten diese Bemühungen bisher wenig Erfolg.

Die jetzige Verordnung des Ministers verfehlte den strebsamen und pflichterfüllenden Eisenbahndirektor in eine außerordentliche Aufregung. Das seelische sittliche Schicksal seines ganzen Bezirks war plötzlich auf seine Schultern gelegt. Die Ansprüche, die an seine Kraft gestellt wurden, befürworteten aber lediglich seinen Ehrgeiz. Er wollte den Dismarken zeigen, was ein preussischer Beamter zu leisten vermochte.

Zunächst ließ er sich die gesamten Preßerzeugnisse der Bahnhofsbuchhandlungen zur Prüfung ansliefern. In der Zwischenzeit mußten sie sich mit dem Verschleiß der Bülow- und Budde-Meden sowie von Kurz- und Gesangbüchern begnügen. Der Eisenbahndirektor aber las nun Tag und Nacht.

In dem Bezirk häuften sich die Entgleisungen und Zusammenstöße, jeden Tag wurden ein paar Bremser zedrückt, die Zustände unter den Beamten und Arbeitern wurden so schlimm, daß selbst die Zugführer an einen Streik dachten und die Bahnhofsvorsteher verstoßen den „Wetruß der Eisenbahner“ lasen. Der Bezirks-Direktor aber verhielt sich gleichgültig. Was kam es auf solche materiellen Schädigungen an! Das Seelenheil stand in Frage. Das Seelenheil war in seine Hand gegeben. Dieser erhabenen Aufgabe mußte er sich ganz und gar widmen. Und er las, las, las — ein Don Quixote der Eisenbahn.

Je mehr er aber las, um so schwieriger wurde seine Aufgabe. Bald hatte er jedes Urteil verloren. Einen Tag fand er alles anstößig, einen andern gar nichts. Wo gab es einen festen, untrüglichen Maßstab für Anstand und gute Sitte?

Er bemerkte, daß die Romanschreiber mit Vorliebe Entkleidungs-scenen schilderten. „Die Baronin warf häufig den pastellblauen, mit Hermelin verbrämten Theatermantel ab.“ Zweifellos, das war noch im Bezirk seiner Direction zulässig. Dann hieß es jedoch: „Sie zog den unsagbar feinen und kleinen Stiefel aus und schlüpfte mit den in vesedagrünen Seidenstrümpfen siedenden Füßchen in purpurfarbene, goldgestickte Pantöffelchen.“ Versteht das nicht offenbar gründlich gegen Anstand und gute Sitte? Keine anständige Frau, geschweige denn eine Baronin, zieht sich vor Fremden die Schuhe aus, und er, der Eisenbahndirektor, war doch Zeuge dieser Handlung, ohne mit der Baronin verheiratet zu sein. Allerdings konnte die Baronin doch unmöglich wissen, daß er sie bei dem Schuhwechsel beobachtete.

Oder er fand folgende Stelle: „Die Selbstmörderin wurde schnell entkleidet und der junge Arzt bemühte sich, sie ins Leben zurückzurufen.“ Das war doch eigentlich nur wissenschaftlich und sittlich erlaubt. Indessen, der Arzt war jung und es stellte sich heraus, daß die entkleidete Selbstmörderin keineswegs tot war. War das nun gute Sitte oder nicht?

Besondere Schwierigkeiten bereitet ihm das Kuzwesen. „Der Lieutenant küßte das süße Mädchen auf die winzige rosige Ohrmuschel.“ Niemand hatte der Eisenbahndirektor seine Frau auf die Ohrmuschel geküßt. Die Ehe aber war die hohe Schule des Anstands. Die ganze Figur seiner Frau war freilich für die gute Sitte gleichsam geboren, und von seinen sonstigen persönlichen Erfahrungen im Kuzwesen war der Direktor verpflichtet, amtlich keine Kenntnis zu nehmen und ihnen keinerlei Einfluß auf seine amtliche Entscheidung über den Anstand der Preßerzeugnisse zu gestatten.

Nach zwei Wochen war der Eisenbahndirektor so unsicher geworden, daß er überhaupt keine Urteilsfähigkeit mehr besaß. Er versuchte die Unbefangenheit seiner heranwachsenden Tochter zu Hilfe zu nehmen. Sie studierten die ihnen übergebenen Bücher sehr fleißig und erklärten sie förmlich für riesig nett. Als sie sich aber mit selbstsamem Eifer erböten, dem Papa die ganze Arbeit abzunehmen und alle Schriften zu prüfen, wurde der Eisenbahndirektor stutzig und dachte an das Seelenheil innerhalb seiner Familie.

Das Endergebnis war, daß der Eisenbahndirektor zu der resignierten Erkenntnis kam, daß Anstand und gute Sitte höchst relativ seien und daß sich darüber nichts Gewisses ausmachen ließe. Angstvoll sah er die unvermeidlichen Folgen des Erlasses voraus: er war ein Duell ewiger Witzgriffe. Ob er ein Preßerzeugnis erlaubte oder verbot, immer lief er Gefahr, sich eine ministerielle Rüge zuzuziehen.

Gab es denn keinen Ausweg? War dem das Gebiet des Anstandes und der guten Sitte komplizierter als das Eisenbahnwesen? Da hatte man Schnellzüge und Personenzüge, D- und L-Züge, man hatte vier Wagenklassen, Rückfahrkarten, Militär-, Schüler- und Arbeiterkarten, Rundreisebilletts, feste und zusammenstellbare, man hatte schließlich unzählige Drischafte mit Tausenden von Kilometern und

wenn man zuletzt unter den Millionen möglicher Fälle einen bestimmten zu würdigen hatte, dann gab es doch allemal bis auf Kilometerbruchteile genau für jeden Fall ein festes, in barer Münze meß- und zahlbares Endresultat.

Wie der Eisenbahndirektor das erwog, bligte ihm die reifende Idee auf. Darum konnte er zu keinem fächeren Urteil kommen, weil er immer nur zwei Gegenstände angenommen hatte: Anstand oder Unanständigkeit, gute oder schlechte Sitte. Nun gab es aber zweifellos tausendfache Nuancen und man konnte nur auf Grund eines alle Besonderheiten umfassenden und specialisierenden Tarifs zum Ziele gelangen.

Mit erfrischtem und siegesgewissem Eifer ging der Eisenbahndirektor aufs neue ans Werk. Die eingelieferten Bücher enthielten ausreichendes Material. Er teilte alle Vorkommnisse in den Preßerzeugnissen hinsichtlich der staatlichen und sittlichen Würdigung in vier Klassen. Tarif A wertete alle denkbaren Verstöße gegen die staatlichen Interessen nach der vierfach abgestuften Schwere — eine verhältnismäßig einfache Aufstellung. Dagegen war der Tarif B, der die Möglichkeiten auf dem Felde des Anstands und der guten Sitte erschöpfte, ungeheuer kompliziert und zerfiel in eine große Zahl Specialtarife. So wurde z. B. das Fußweesen gesondert taxiert, je nach dem Alter und dem Geschlecht der Beteiligten, der Körpergegend, nach den Motiven, nach dem Grade der Verwandtschaft und dem Maß der Verheiratung, nach der Intenfität, nach der Dauer. „Endlose“ und „saugende“ Küsse wurden beispieelsweise durchweg in die vierte Klasse verwiesen, Küsse auf die Ohrmuschel wurden als minder schlimm zu Delikten erster Klasse, Küsse zwischen Kindern unter drei Jahren wurden als einwandfrei befunden.

Nunmehr ergab sich das Verfahren von selbst. Von jedem Preßerzeugnis wurden die Points zusammengezählt, und welches mehr als zwölf Punkte erzielte, wurde verboten. Es ergab sich, daß die meisten aller zur Prüfung eingesandten Schriften anstößig waren und die wenigen, die unter 12 Punkten blieben, waren so vergiftet, daß man sofort sah, wie lange sie den Käusern vergebens angeboten waren.

Die Buchhändler der Bahnhöfe wurden von dem Ergebnis in Kenntnis gesetzt. Zugleich erhielten sie eine ausführliche Anweisung, in welcher Art sie den Eisenbahndirektor von dem Inhalt der Schriften in Kenntnis zu setzen hätten, die sie etwa auslegen wollten.

Zwei Tage darauf erhielt der Eisenbahndirektor auf Grund seiner Anweisung von einem Buchhändler folgendes Schreiben:

„Frage ergebnis an, ob folgende Geschichte zulässig ist. Sie hat diesen Inhalt: Ein verheirateter König, der aber die Weiber auch sonst liebt, hat ein Verhältnis mit einem Hüttemädchen. Er bringt sie erst in sein Schloß, dann aber geht er in der Nacht zu ihr. Es werden diesbezüglich u. a. folgende Reize aufgezählt: 1. weibliche: Augen, Pöppe, Haar, Zähne, Lippen, Wangen, Hals, Brüste (!) usw. 2. männliche: Hoden, Augen, Baden, Hände, Rechte, Weine (!). Das Hüttemädchen macht anker vielen andern die Anspielung: „Unser Bette grünt“. Auch behauptet sie durchaus glaubhaft, daß die Linke des Königs unter ihrem (des Hüttemädchens) Haupte liege und seine (des Königs) Rechte sie herze.“

Weiter brauchte der Eisenbahndirektor nicht zu lesen. Er glühte vor Beizer, schlug in den Tarifen nach und rechnete. Ja, war der Buchhändler wahnsinnig, daß er ihn überhaupt fragte! Ein König, der einen Ehebruch begeht, dazu mit einem augenscheinlich noch im Schulkalter befindlichen Hüttemädchen! Natürlich Anspielung auf die Sittenlosigkeit der Monarchie und die Unzucht auf dem Lande, was durchaus den staatlichen Interessen widerspricht. Dann die Anatomie des Leibes! Nicht auszudenken. Schon die ersten Zeilen ergaben nicht weniger als 245 Points! Der Buchhändler bekam sofort telegraphischen Befehl: „Buch schiden, nicht verlaufen.“

Noch am selben Abend wurde dem Eisenbahndirektor das Buch zugestellt. Er gedachte sich eine arbeitsame Nacht mit der Lektüre zu verschaffen. Es war ein schweres, bides Buch, in schwarze Glanzleintwand gebunden, mit einem vermutlich auf Täuschung berechneten Kreuz auf dem Dedel. In ihm stak ein Hausseggen als Leizeichen. Der Eisenbahndirektor schlug es auf und las: Das Hohelied Salomosi —

Joc.

## Kleines feuilleton.

— „Zu guter Letzt.“ Wilhelm Busch, der am 15. April sein 72. Lebensjahr vollendet, ist der Alte geblieben an Frohsinn und Laune, Wig und Schallhaftigkeit. Seine Ioben bei Fr. Wasser- mann (München) erschienene Gedichtsammlung „Zu guter Letzt“ beweist es. Und noch etwas ist hinzugekommen: Das stille Schauen und die leise Wehmut des Alters. Hundert Gedichte enthält das Büchlein. Es wird vielen Freude bereiten. Nachstehend eine Probe:

Ein Philosoph von ernster Art  
Der sprach und strich sich seinen Bart:  
Ich lache nie. Ich lieb es nicht,  
Mein ehrentwertes Angesicht  
Durch Zähnefletschen zu entstellen  
Und närrisch wie ein Hund zu bellen;  
Ich lieb es nicht, durch ein Gemeder  
Zu zeigen, daß ich Wigentbecker;

Ich brauche nicht durch Wertberggleichan  
Mit andern mich herauszustreichen,  
Um zu ermessen, was ich bin,  
Denn dieses weiß ich ohnehin.

Das Lachen will ich überlassen  
Den minder hochbegabten Klassen.

Ist einer ohne Selbstvertrau'n  
In Gegenwart von schönen Frau'n,  
So daß sie ihn als saden Geden  
Abfahren lassen oder neden,  
Und fühlt er drob geheimen Groll  
Und weiß nicht, was er sagen soll,  
Dann schwebt mit Recht auf seinen Zügen  
Ein unaussprechliches Vergnügen.

Und hat er Kursverlust erlitten,  
Ist er moralisch ausgeglitten,  
So giebt es Leute, die doch immer  
Noch dämmer sind als er und schlimmer,  
Und hat er etwa krumme Weine,  
So giebt's noch krümmere als seine.  
Er tröstet sich und lacht darüber  
Und denkt: Da bin ich mir doch lieber.

Den Teufel laß ich aus dem Spiele.  
Auch sonst noch lachen ihrer Viele,  
Besonders jene ewig Heitern,  
Die unbewußt den Mund erweitern,  
Die so zu sagen, ausertoren  
Zum Lachen bis an beide Ohren.  
Sie freuen sich mit Weib und Kind  
Sich bloß, weil sie vorhanden sind.

Ich dahingegen, der ich sitze  
Auf der Betrachtung höchster Spitze,  
Weit über allem Was und Wie,  
Ich bin für mich und lache nie. —

Ik. Frühling im Bodethal. Noch liegt auf dem Broden eine dicke Schneekappe, aber langsam und unaufhaltsam weicht sie den warmen Winden und den lauen Regnen des Frühlings. Die im Sommer oft so wasserarmen Bäche füllen sich. Hoch geht vom Schneelawasser auch die untere Bode; von den Felsblöden, die ihr Bett im Sommer erfüllen, ist nur wenig oder gar nichts zu sehen. Das im Winter geschlossene Thor auf der Teufelsbrücke ist geöffnet und gestattet die Wanderung von Thale nach Treseburg auf dem unteren Fußpfade und damit einen Naturgenuß, den der nicht kennt, der nur im Hochsommer das überfüllte heiße Thal besucht und auf Schritt und Tritt Fußgängern ausweichen muß. Jetzt aber ist es einsam da unten. Das Rauschen des Wassers schlägt an unser Ohr, bald stärker, bald schwächer, je nachdem unser schmaler Pfad nahe dem Ufer hin- führt oder in Bindungen aufsteigt. Bald führt er an Felsen vor- über, von denen das Wasser heruntertropft und grüne Moospolster zum Schwellen bringt, bald geht es eine Strecke fast eben im Walde hin, und von oben schauer mächtige Klippen durch die Wipfel auf uns herab. Die noch kahlen Bäume hindern den Ausblick nicht, so daß wir nach allen Richtungen den Felscharakter des Bodethales auf uns einwirken lassen können. Unter den Büden blühen blaue Leberblümchen, zartroter Lerchensporn und weiße Anemonen. Hier und da ein dunkler Nichtenbestand. Und noch feltener, an den Ge- hängen der sagenberühmten Roßtrappe und in stillen Seitenthälern, stehen alte Eiben, von denen manche schon weit über tausend Jahre alt sein sollen.

Der Weg senkt sich wieder hinab durch flachere Thalgebiete und bald ist Treseburg erreicht. Es ist nicht zuviel, denselben Weg wieder zurückzuwandern, denn in der umgekehrten Richtung gewinnt die Landschaft ein neues Gepräge, und die Roßtrappe bildet dann den großartigen Abschluß der Tour. Man kann auch, wenn man von Treseburg nicht noch weiter bodeaufwärts wandert, zum Plateau aufsteigen und entweder am linken Ufer über die Roßtrappe oder am rechten über den Herrentanzplatz zurückkehren; ab und zu erreicht man dabei herrliche Ausblicke in das enge Bodethal hinab.

Nur wenige Wochen noch, und zartes Grün wird die Baum- kronen verschönen, reicherer Flor den Boden deden, vielstimmiger Gesang der Vögel das sanfter werdende Rauschen der Bode begleiten; das Bodethal wird im Pflingsgewande erstrahlen. Wer es kann, lasse sich auch diesen Genuß nicht entgehen. Er muß ihn freilich mit großen Scharen von Ausflüglern teilen. —

## Völkerkunde.

k. Die Glücksgötter Japans. Die „sieben Götter des Glücks“, die gleichsam einen spezifisch nationalen Zusatz zum japanischen Buddhismus bilden, sind, wie ein englisches Blatt erzählt, auch heute noch die populärsten. So gering im allgemeinen der religiöse Glaube ist, so kennt doch jedes Kind auf dem ersten Blick die „sieben Götter“. Nur in wenigen japanischen Häusern oder Gärten fehlt ein Altar oder ein Heiligtum, das einem von diesen mißlichen sieben Göttern geweiht ist. Die Tempel, die oft halb versteckt in den Gärten liegen, enthalten häufig nur eine Stein- tafel oder einen Kofien aus Holz, Stein oder Metall mit irgend einem eingeritzten Gebetspruch. Lampen brennen davor, und die Botivopfer

bestehen aus Getreide oder andren Nahrungsmitteln. Japan verdankt die Erhaltung der Götter, die es verehrt, mehr seinen Künstlern als seinen Priestern. Vier der Götter werden nur als Halbgötter betrachtet; ihre Popularität rührt eben von dem Umstande her, daß man einen großen Teil irdischer Materie ihrem göttlichen Wesen beigemengt glaubt und ihnen Verständnis für die Schwäche der Menschen zuschreibt. Autorität freilich genießen diese „weltlichen Götter“ nicht. Die drei andren Glücksgötter erscheinen dagegen dem japanischen Volk ehrfürchtigbetender. Einen sehr deutlichen Begriff von der Bedeutung und Macht der einzelnen Götter findet man nicht bei den Japanern; ihre Angaben darüber sind sehr unbestimmt. Am Abend vor Neujahr werden die Götter Ebisu, Daitoku und Futuroku-ju als „Götter des Glücks“ angerufen und alle bösen Geister durch einen Bohnenregen gebannt mit dem Ausruf: „Tretet ein, gute Geister! Ihr Teufel, hinweg!“ Die Bohnen sollen den buddhistischen Dämonen nämlich sehr unangenehm sein.

Von allen diesen Göttern gilt Ebisu als der einzige echte japanische Gott. Er ist von der göttergleichen Masse, von der der Mikado ein direkter Abstammung ist. In der bildenden Kunst des modernen Japan wird er in japanischer Kleidung dargestellt, wie er in der einen Hand einen roten Tai-Fisch und in der andren eine Angel hält. Die volkstümlichen Darstellungen geben ihm ein lachendes Gesicht, während er den Kampf des Tais am Ende seiner Angelrute beobachtet. Er wird auch ferner dargestellt, wie er sich mit seinen Gefährten bei einem japanisch-olympischen Wahl erfreut, bei dem ein Tai die krönende Speise bildet. Dem Gott Ebisu an Rang noch weit überlegen ist aber Daitoku, der gleichsam der Schutzgott der militärischen Klasse ist. Daitoku steht natürlich jetzt besonders in hohen Ehren; überall brennen Fackeln und Opfergeschenke sind auf seinen Altären aufgehäuft. Jeder Soldat, ob zur Marine oder zum Landheer gehörig, betet zu Daitoku um Kriegsglück. Sein Bild ist in jeder japanischen Hütte zu finden, hat einen Ehrenplatz auf jedem Kriegsschiff und wird von jedem Soldaten als Talisman getragen. In der modernen Kunst wird Daitoku in der altägyptischen Kleidung eines wohlhabenden chinesischen Bürgers dargestellt, mit einem kurzen Rod, der unter der Brust gegürtet ist, weiten Knieföhnen und ein paar riesigen Stiefeln. Der Kopf seiner niedrigen Mütze fällt ihm über die Stirn; seine rechte Hand hält einen Hammer, während die linke das obere Ende eines Saates ergreift, der um seine Schulter geschlungen ist. Er steht auf gut gefüllten Reiskissen. Eine einzige Frau ist unter den sieben Göttern des Glücks vertreten — Benten. Sie verleiht Reichtum, Fruchtbarkeit und wird als Mutter von 15 Söhnen betrachtet. Sie wird meist mit einem Saiteninstrument dargestellt und ist das Sinnbild der Harmonie. Im Volksglauben besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Glücksgöttin Benten und den Schlangen, da sie nach der Tradition am „Schlangentag“ zuerst nach Japan kam. Deswegen werden Schlangen bis zu diesem Tage in vielen Teilen Japans heilig gehalten.

Die Japaner werden ihren „Glücksgöttern“ freilich auch häufig 1. r' ten, besonders wenn sich daraus für sie irgend ein Glückszufall in Gestalt eines materiellen Vorteils ergibt. Dem ist wohl auch zum Teil der Fortschritt der katholischen und protestantischen Propaganda in Japan zu verdanken. In Japan giebt es heute 58 000 Katholiken und noch mehr Protestanten. Natürlich haben alle, die als Diener, Künstler und in ähnlichen Stellungen gern in einer europäischen Familie unterkommen möchten, ein Interesse daran, Christen zu werden. Ebenso häufig werfen sie aber dann, wenn sie erst auf eigenen Füßen stehen können und der Europäer nicht mehr bedürfen, ihre christliche Maske ab und kehren wieder zu ihrem hergebrachten Kult zu ihren Glücksgöttern, zurück, oder verharren auch in religiöser Indifferenz. Eine heitere Episode, die für die Art, wie die Japaner zu Christen werden und für einige Zeit den Gott der Christen als glückbringend verehren, recht bezeichnend ist, erzählt H. Dumolard. „Man findet nicht nur Japaner, die während bestimmter Perioden ihres Lebens Christen sind, sondern auch andre, die regelmäßig zu bestimmter Jahreszeit sich zum Christentum bekennen. Dies ist häufig vom Juli bis zum September der Fall. So kann man besonders in Karuzawa Beispiele dieser Art beobachten. Karuzawa ist ein kleines Dorf, das in einem bergigen Distrikt gelegen ist, an den Abhängen des Asama Yama, des größten Vulkans im Lande. Die protestantischen Missionare schätzen besonders das gesunde Klima des Ortes und erholen sich dort für einige Wochen von der Mühsal ihres Berufes. Ihre Ankunft übt auf die eingeborene Bevölkerung jedesmal eine sehr seltsame Wirkung aus. Als ich zum erstenmal im Frühling Karuzawa besuchte, hatte ich in diesem kleinen Dorfe einen herzlichen, freundlichen Willkomm gefunden. Wie erstaunt war ich aber, im folgenden Sommer alle diese japanischen „Spitzköpfe“ in gelehrige Schüler der Reverends verwandelt zu finden. Die kleinen im Grün verstickten Tempel ertönten nicht mehr vom Klang des heiligen Gong. Die Priester, die verstanden hatten, daß das sekundäre Interesse dem religiösen vorgehen müsse, hatten sich zu ihren Brüdern in der Nachbarschaft zurückgezogen. Die hübschen Tänzerinnen waren nicht mehr da, um die endlosen, japanischen Mittagessen zu erheitern. So kommt es also, daß die Bevölkerung von Karuzawa in jedem Jahre während dreier Monate christlich ist . . .“

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Die Beschädigung der Blätter durch Wind. Um den schädlichen Einfluß, den der Wind auf die Pflanzen ausübt,

im Laboratorium prüfen zu können, hat, wie die „Umschau“ mitteilt, Hansen einen Apparat konstruiert, der aus zwei miteinander verbundenen Kammern besteht. In der einen Kammer bewegt sich das treibende Rad, in der andren das von diesem bewegte Windrad. Als Kraft wurde Wasser benützt. Hansen vermochte so einen die Blätter ziemlich stark bewegenden Luftstrom zu erzeugen, der ununterbrochen, Tag und Nacht, aus einem zweiten Mündungsröhre strömte. Die unter andern mit Tabakpflanzen ausgeführten Versuche hatten ein Ergebnis, das mit des Verfassers Beobachtungen unter natürlichen Verhältnissen und mit Versuchen im Freien, die er an Weinsböden ausgeführt hatte, übereinstimmte. Die dem Winde ausgelegten Blätter bekamen an den Rändern trodene Stellen, die sich allmählich weiter ausdehnten, bis der ganze Blattrand trocken und braun geworden war. Der übrige Teil der Blätter war völlig gesund. Um festzustellen, ob der Luftstrom ganz lokal wirkte, wurde ein Tabakblatt so vor das Windrohr gebracht, daß nur der Rand getroffen wurde. Nach 14 Tagen war hier langsam an drei unterbrochenen Stellen des Blattrandes das Gewebe in der Größe von etwa 1 Quadratcentimeter vertrocknet. Die übrige Blattfläche war unbedändert geblieben. Diese Art der Einwirkung des Windes ist, wie Hansen ausführt, ganz verschieden von den Veränderungen, die ein Blatt beim Vertrocknen zeigt, und läßt sich nicht aus der übermäßigen Transpiration herleiten. „Die Grenze von gesundem und durch den Wind vertrocknetem Gewebe fällt scharf zusammen mit der Braunfärbung der hier durchziehenden Leitbündel, welche im gesunden Gewebe farblos sind. Die Gefäßbündel werden offenbar von dem Winde auffallend verändert.“

**Humoristisches.**

— In der Hochsaison. Wirt: „Da hab'n S' Ihr Markl wieder! Steh'n S' auf — es is a' Gast da, der mehr für's Bett zahlen will!“

— Unentbehrlich. „Wodurch haben Sie sich denn Ihrem Chef so unentbehrlich gemacht?“ „Ja sehen Sie, ich führe eben die Wäcker so, daß sich kein andrer Mensch mehr drin auskennt!“

— Ein Rendezvous. . . . Nun, ist die Dame gekommen, mit der Du hier in der Konditorei ein Rendezvous vereinbart hattest?“

„Natürlich! Als Erkennungszeichen sollte sie eine Portion Schlaghahn essen — (verzweifelt) — jetzt sitzt die Arme drüben und würgt eine Portion nach der andren hinab — und ich bin zu schlichtern, sie anzusprechen! . . . Aber sobald ihr schlecht wird, geh' ich hin!“

— Philosophische Betrachtung. Bauer (vor dem Glückshafen): „Sakra, jetzt hab' i' wieder lauter Hanswürsteln erwischt! . . . Da sag'n s' allawei: „Der Dumme hat's Glück“ — ja wie du m muß ma' denn nacha sein, bis ma' was g'winnt?“ — („Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Die Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ hat, in Folge des Todes ihres Begründers und Herausgebers Karl Emil Franzos, ihr Erscheinen eingestellt; ihre erste Nummer erschien am 1. Oktober 1886.

— Die schweizerische Arbeiterschaft will dem Dichter Georg Herwegh an seinem Grabe in Diestal bei Basel ein Denkmal errichten.

— Die Posse „Bessere Leute“ von Hans Ludasch und Engel, fand bei der Erstaufführung im Wiener Nationaltheater eine freundliche Aufnahme.

— Das Centraltheater bringt am 15. d. Mts. die dreistaktige Operette „Der Sommervogel“ von Victor Golländer, Text von Dlonkowsky und Schanzer, erstmalig heraus.

— Die Münchener Secession erwählte dieser Tage an Stelle Fritz v. Uhdes, der aus Gesundheitsrückichten sein Amt niederlegte, v. Haber mann zum ersten Vorsitzenden; als zweiter Vorsitzender ging Albert v. Keller aus der Wahl hervor. Uhde bleibt im Vorstand.

— Ein Reisestipendium von 2900 Mark hat die Louis-Boussonet-Stiftung an Architekten und Bau-Ingenieure zu vergeben. Bewerber haben die Aufgabe, die bisher nur unvollständig und in einer ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung nicht entsprechenden Weise veröffentlichten romanischen Wandentwürfe von Hildeheim neu aufzunehmen und in einer zusammenfassenden kunstgeschichtlichen Bedeutung zu behandeln. Alles Nähere durch das Bureau der Technischen Hochschule zu Charlottenburg.

— Einen Preis von 500 Mark hat die Semtenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. für die beste Arbeit ausgesetzt, die einen Teil der Paläontologie des Gebietes zwischen Aschaffenburg, Heppenheim, Alzey, Kreuznach, Koblenz, Ems, Gießen und Wüdingen behandelt; nur wenn es der Zusammenhang erfordert, dürfen andre Landesteile in die Arbeit einbezogen werden.

— Die Gesamtausbeute an Krabben an den deutschen Küsten wird pro Jahr auf etwa 10 Millionen Pfund, die einen Wert von zwei Millionen Mark haben, beziffert.